

## **Karlheinz Deschner – Ein Schlusswort**

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,  
lieber, es so gut mit mir meinender Michael Schmidt-Salomon!

Offen gestanden hätte ich diesen letzten Programmpunkt, die Hommage an mich, gern vermieden. Ich danke gleichwohl der Stiftungsleitung, Regula Niederer und Woldemar Muischneek, herzlich, danke ebenso Christoph Bopp für seine so lebendige wie informative Einführung. Danke insonderheit dem Laudator für eine mich so beschenkende, sehr bewegende Rede, zumal sie so entwaffnend freimütig geschah, voller Schwung und Begeisterungskraft, Bekenntnis eines vierzig Jahre Jüngeren überdies, dem ich immerhin einräumen darf – nur Lumpe sind bescheiden, sagt Goethe –, mich lebenslang bemüht zu haben, nach Zeit und Umständen das mir Mögliche zu tun.

Aber – ist es meine Leistung? Haben nicht Generationen, Verflechtungen von Geschlechtern durch unvordenkliche Zeiten schon vor- und mitgeschrieben? Und mischt sich ins solcherart Vererbte nicht die ganze Fülle noch und Vielfalt des durch Erziehung, Bildungserlebnisse, Daseinsbegebnisse Bedingten? Ja, hatte ich überhaupt eine Alternative, eine Option, eine „freie“ Entscheidung? Ist nicht jede Wahl, die wir zu haben glauben, eine Scheinwahl? Sind wir nicht, dem Augenschein zum Trotz, immer nur so „frei“ wie der Schauspieler im Stück? So „frei“ wie bei unserer Geburt? Oder bei unserem Tod? Geht es uns nicht, Produkte billionenfacher Kausalkonnxen, in Wirklichkeit wie dem Lauf des Wassers, das seinen Weg nimmt?

Viele, verehrte Gäste, denken, traditionsbedingt, anders. Mein Vorredner aber zitiert in seinem jüngsten, gerade auch diesbezüglich höchst anregenden Werk Spinoza, 1675, zwei Jahre eh' er stirbt: „Wer also glaubt, dass er nach freiem Entschluß des Geistes rede oder schweige oder irgendetwas tue, der träumt mit offenen Augen.“ Ähnliche Gedanken findet der vielbelesene Verfasser bei Marx und Darwin, La Mettrie und Hume, bei Schopenhauer, Nietzsche, Einstein, Freud und weiteren großen Denkern, kurz, ich sehe mich nicht zum Stolz auf eine Arbeit berechtigt, die ich, gewiss verkürzt, sehr ungeschützt gesprochen, nolens volens einfach tun musste und mit Hilfe vieler anderer tat.

Auch Mächler nun, wiewohl in puncto Willensfreiheit moderater, gibt zu, was er am wenigsten verstehe, sei die Möglichkeit, in einer Welt voll übermächtiger Kausalität sich selber zu bestimmen. „Je mehr sich ein Mensch denkerisch verselbständigt“, schreibt er, „desto deutlicher wird ihm seine Bedingtheit.“ Und nennt uns lakonisch „Lebenslängliche“ alle, „Gefangene“ unserer Existenz.

Ich möchte indes Ihre Geduld nicht herausfordern, weder durch Fortsetzung dieses Themas noch durch Variationen zu dem bereits in den Vorreden durch Christoph Bopp Behandelten, durch Gabriele Röwer – u.a. mit ihren so ansprechend bei Haupt erschienenen Bänden über Mächler unbestritten seine heute beste Kennerin, die uns leider, pure Bescheidenheit, Scheu, den eigenen, so umfang- wie inhaltsreichen Briefwechsel mit ihm gänzlich vorenthalten hat; und natürlich möchte ich auch Wiederholungen dessen vermeiden, was Werner Morlang, Autor eines gedankenvollen Mächler/Walser-Buches, was Pirmin Meier, was Philippe Dätwyler uns so kundig nahe brachten.

Nur ein Gedankenkreis sei noch berührt, ein von den meisten Literaten auffallend ausgespart, bei Mächler zwar nicht zentraler, doch beharrlich immer wiederkehrender Themenbereich: die Kulturkritik, genauer die Kritik an den Kulturbetreibern. Dabei alteriert er sich nicht nur über den tagtäglichen Unterhaltungsschund, die Dauerüberfütterung und Überreizung durch das notorische Medienspektakel, brandmarkt er nicht nur auch die gehobene Kulturproduktion, die unselige Schreibwut und törichte Geistverschwendung in alljährlich Hunderttausenden von neuen Büchern, nein, er stellt, „ethischer Winkelried“, wie er einmal formuliert, „gegen die Phalanx der Ästheteten“, auch die echte Kunst infrage.

Noch und gerade in den Auseinandersetzungen bedeutender Geister erkennt er, bei aller Verschiedenheit der Ausdrucks- und Ideenprägung, den ihnen gemeinsamen Willen zur Macht, zur geistigen Macht, missbilligt er ihren oft bloßen Idol-Status für das Publikum: die Verfechter wichtiger als das Verfochtene. Er vermisst den tieferen Ernst in solchen Kulturspielen, verabscheut vor allem das literarische, das künstlerische Gerangel um Aufmerksamkeit, sieht in den Ausführenden und sich Aufführenden mit all ihrer egozentrischen Werkbesessenheit nur von pausenlosem Ehrgeiz berauschte Konkurrenten, wahre „Ballettmeister der Eitelkeit“.

In diesem Zusammenhang kann er mit Robert Walser fragen, ob Kultur „nichts anderes als die Eitelkeit selber“ sei; kann er den genialen Epiker Hermann Broch zitieren: „Und irgendwie spüre ich es deutlich, dass es heute heißt: weg von der Literatur; sie ist eine Blasphemie gegen das Menschenleid geworden“; kann er den Aufschrei Heinrich von Kleists wiedergeben: „O hätten alle, die gute Werke *geschrieben*, die Hälfte von diesem Guten *getan*, es stünde besser um die Welt.“

Selbst noch so große Kunst tut Mächler gelegentlich als „entbehrliches oder nebensächliches Kunstgewerbe“ ab, aber er tut dies freilich angesichts einer in wahnwitzigen Händeln sich fortwälzenden Weltgeschichte, angesichts eines kaum glaublich grassierenden sozialen Elends, einer Welt, in der wir voll bewusst Millionen um Millionen Menschen jahraus, jahrein, Jahrzehnt um Jahrzehnt kaltblütig verhungern lassen. „Wenn für das Leben so viel Intelligenz auf-

gewendet würde wie für die Kunst“, notiert er, „so lebten wir besser.“ Konsequenz fordert er „Geistige, die mehr Lichtbringer für das Volk“ sind als „Feuerwerker für die Elite“; fordert er, statt „Kunstwerke auf Kunstwerke zu häufen“, Mühe um das „Gesamtkunstwerk Menschheit“. Und prägt den ebenso erschreckenden wie wahren Satz: „Die bisherige Kultur war hauptsächlich Drückebergerei vor der Aufgabe der Gesamtvernünftigung der Menschheit.“

Man hat Mächlers rigorosen Kultur- und Kunstskeptizismus, Pessimismus, in Verbindung mit seinem eigenen „Versagen“ als Künstler, als Erzähler gebracht, Vielleicht zu Recht; das wissen wir nicht. Doch würde es nichts, wie er auch selbst betont, an der grundsätzlichen Berechtigung seines Standpunkts ändern. Sicher ist: Mächler schießt manchmal über das Ziel hinaus. Aber, meine Damen und Herren, man muss manchmal über das Ziel hinausschießen, um es anderen sichtbarer und vernichtbarer zu machen. Kultur war immer, in Antike, Mittelalter, Neuzeit, der dünne Firnis nur auf der Fratze ungeheurer Barbarei, nicht zuletzt, sondern, zumal in der christlich abendländischen Welt, manifest am scheußlichsten im Umgang mit den Tieren, unser weitaus größtes Verbrechen seit fast unendlichen Zeiten, und noch heute Tag für Tag begangen, von Christen wie Nichtchristen gleichermaßen.

Gerne hätte ich gerade an den Tierschützer erinnert, der mir ja als solcher besonders nahe steht, an seine gedruckten wie ungedruckten Aphorismen, etwa über die „Meisterlügen des Erzlügeners Mensch“, das Gerede „von der Liebe des Jägers zum Wild, das er ‚hegt‘ und dann tötet“, das Gerede „von der Liebe des Bauern zum Vieh, das er füttert und dann schlachten läßt“. Noch lieber hätte ich Gedankenparallelen zu dem berühmten Tolstoi-Topos einbezogen: Solange es Schlachthäuser gibt, wird es auch Schlachtfelder geben.

Ich bin Pazifist. Und selbstverständlich stehe ich auf der Seite der Armen, der Unterdrückten, Betrogenen, stimme somit weitgehend auch da wieder mit Mächler überein, etwa wenn er die enormen Summen für Weltraumforschung unsittlich nennt, solange Millionen Menschen auf Erden hungern; wenn er eine Menschheit geisteskrank nennt, die Atombomben und dergleichen fabriziert; wenn er in psychiatrischen Kliniken nur geistesranke Zwerge sitzen sieht und hinzufügt: „Die Riesen laufen frei herum in Politik, Wirtschaft, Literatur und Kunst.“

Die religiösen Riesen fehlen hier.

Robert Mächler dachte über Gottvater und Sohn gewiss anders als ich – und wie er dachte, darüber sprach schon Gabriele Röwer, darüber schrieb ich auch ausführlich in meinem Buch „Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler. Ein gläubiger Antichrist“; und zu meiner eigenen agnostischen Position lesen Sie bitte die Anmerkung 19 in dem Ihnen vorliegenden Rowohlt-Prospekt

zur „Kriminalgeschichte des Christentums“, Band 9. Hierüber gab es, wie auch sonst, zwischen Mächler und mir zu keiner Zeit die geringste Irritation. Über die institutionellen Religionen aber, die christlichen Kirchen, waren wir seit seinem Kirchaustritt stets einer Meinung, vielleicht am kürzesten und treffendsten von ihm zusammengefasst 1993 unter dem Ihnen ebenfalls vorliegenden Titel „Wofür ich gelebt haben möchte“: „Von allen Religionen hat das Christentum die übelsten Früchte hervorgebracht. Die Bibel mit ihrem allgemeinen göttlichen Tötungsverbot und ihren ebenfalls göttlichen Steinigungsgesetzen, mit ihrer Predigt vom Reich Gottes und ihren Höllendrohungen konnte nichts Besseres hervorbringen. Ihr Gutes wurde bloß in Einzelnen wirksam, ihr Schlechtes war der Ursprung der größten, verbrechenreichsten Geistes tyrannei der Geschichte.“

Wo also, frage ich nicht zum ersten Mal, ist der geistesgeschichtliche Ort Robert Mächlers? Weder als Vorläufer noch Nachzügler steht er da, sondern als Kombattant jener so unerläßlichen, gerade darum jedoch von den Machthabern traditionell hintertriebenen, ja offen angefochtenen Agitation der Vernunft, von der er selbst glaubt, sie sei noch immer so sehr am Anfang, daß ihr noch immer das Ende droht.

Ich danke Ihnen.